

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 35 (2022)
Heft: [14]: Imposanter Stadtbau

Rubrik: Kontroverse Städtebau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Werner Huber ist Architekt und Redaktor sowie Mitglied der Geschäftsleitung der Zeitschrift Hochparterre.

Es kommt auf die Mischung an

Schon vor über sechzig Jahren hatte Jane Jacobs erkannt, wie wichtig für eine funktionierende Stadt die Mischung unterschiedlicher Nutzungen in kleinteiligen Strukturen ist. Basierend auf ihren Erkenntnissen aus dem bedrohten New Yorker Greenwich Village schrieb sie 1961 das Buch «The Death and Life of Great American Cities». Jacobs hätte am Polizei- und Justizzentrum wohl keine Freude: ein grosser Block mit gerade mal drei Eingängen – durch die ausser den im Haus Beschäftigten erst noch kaum jemand freiwillig hineingehen möchte.

Doch eine Stadt besteht nicht nur aus kleinteiligen Strukturen mit lebendigen Nachbarschaften und hippen Läden und Restaurants. Weder Zürich noch New York. Zu einer Stadt gehören auch Bauten im grossen Massstab: Bahnhöfe, Theater, Hochschulen, Tramdepots, Kehrichtverbrennungsanlagen, Lagerhäuser und – je länger, je weniger – Fabriken. Und nicht alle dieser grossen Brocken sind gleich öffentlich zugänglich. Am Ende macht es die Mischung aus, ob ein Quartier, eine Stadt lebenswert ist.

Zugegeben: Beim PJZ ist diese Mischung noch nicht vorhanden. Als Gegenüber hat es die unattraktiven Rückseiten der Häuser an der Hohlstrasse, Richtung Hardbrücke breitet sich eine grosse Brache aus. Einzig das «Art Dock» in den Überresten des Güterbahnhofs setzt einen bunten Akzent. Doch schon in zwei Jahren soll auf der Brache eine neue Kantonsschule ihren Betrieb aufnehmen, in Provisorien zunächst, später in definitiven Bauten. Die 650 Schülerinnen und Schüler werden einen lebendigen Kontrapunkt zum verschlossenen PJZ setzen. Wenn dann dereinst die Grundstücke zwischen Hohlstrasse und Güterstrasse entwickelt werden, kann aus der jetzigen Rückseite die zur Allee gerichtete Vorderseite werden. Ob dies im Rahmen des Masterplans von Gigon/Guyer passieren wird oder aus dem Bestand heraus, ist irrelevant. Haupt- sache, die Mischung stimmt.

Abgeschlossener Ort, aber keine Barriere

Ab dem Ersten Weltkrieg, als der zuvor offene Exerzierplatz geschlossen wurde, war das Kasernenareal über Jahrzehnte nicht nur ein verbotener Ort, sondern auch eine Barriere an einer Schlüsselstelle zwischen Innenstadt und Aussersihl. Die teilweise Öffnung 1987 änderte daran wenig. Auch das neue Polizei- und Justizzentrum ist ein abgeschlossener Ort. Aber es ist keine Barriere. Denn das PJZ steht nicht als erraticischer Block mitten im Stadtgefüge, sondern an dessen Rand. Hinter dem Gebäude liegt unüberwindbar das Gleisfeld des Vorbahnhofs mit Gleisträngen, Abzweigungen und Viadukten. Das PJZ stellt sich niemandem in den Weg und kappt keine Verbindungen. Es legt sich einfach mit seinem breiten Rücken an

das Gleisfeld und bildet so die Stadtkante von Aussersihl. Gerne sagt man, dass ein Gleisfeld eine Stadt in zwei Hälften teile. Das sieht zwar oft so aus, ist aber in der Regel nicht der Fall. Denn meistens waren die Gleise schon da, als die Stadt wuchs und sich an die Gleisfelder schmiegte. Das war auch in Zürich so, wie historische Luftaufnahmen von Ballonfahrer Eduard Spelterini illustrieren. 1847 fuhr die erste Bahnlinie der Schweiz noch durch Felder und Wiesen von Zürich Richtung Baden. Auch mehr als fünfzig Jahre später waren beide Seiten des Vorbahnhofs weitgehend unbebaut; einziger der Güterbahnhof stand, lang und breit, an seinem Ort.

Was hier passiert, gab es schon vorher

Oder sind es am Ende gar nicht die Grösse und der Standort des Polizei- und Justizzentrums, die bei vielen ein Unbehagen auslösen, sondern die Nutzung? Klar: Niemand hat gerne mit der Polizei oder mit der Justiz zu tun. Für manche sind aufgrund politischer Überzeugungen diese Institutionen ein Feindbild oder zumindest eine Projektionsfläche dafür. Doch letztlich gehört ein funktionierendes Polizei- und Justizwesen zu den Voraussetzungen eines funktionierenden Staates.

Wie viel Raum diese Funktionen im Kanton Zürich einnehmen, erstaunt angesichts des PJZ tatsächlich. Aber das, was jetzt im PJZ geschieht, passierte auch schon vorher, einfach auf 31 Standorte verteilt. Aus den Augen, aus dem Sinn? Macht dies die «Staatsmacht» weniger mächtig? Nein. Also dürfen sich diese Funktionen auch im Stadtbild manifestieren. Werner Huber ●



Marcel Bächtiger ist Redaktor der Zeitschrift Hochparterre und war zuvor mitverantwortlich für «Hochparterre Wettbewerbe».

Städtebauliche Durststrecke

Vielfalt und Verschiedenheit sind für eine Stadt essenziell, das ist wahr. Und zur städtischen Vielfalt gehört, dass ein Stadtbaustein auch einmal uniform sein darf, so wohl was Aussehen wie Programm angeht – bekanntlich ist die Stadt mehr als die Summe ihrer Teile. Ähnlich verhält es sich mit Kriterien wie Grösse oder Öffentlichkeit. Die Verschiedenartigkeit einer Stadt ergibt sich notwendigerweise aus unterschiedlichen Dimensionen, aus dem Nebeneinander von kleinteiligen Strukturen und grossmassstäblichen Bauten, aus dem Kontrast von öffentlich zugänglichen und privaten oder abgesonderten Bereichen. Erst aus der Präsenz solcher Widersprüche und Reibungen entwickelt die Stadt ihr erzählerisches Potenzial.

Wenn ich die Realisierung des PJZ auf dem Areal des ehemaligen Güterbahnhofs trotzdem für einen städtebaulichen Fehler halte, dann deshalb, weil auch das Plädoyer für Heterogenität kein Freipass für ein urbanistisches Anything goes ist. Anders gesagt: Auch wenn im Grundsatz nichts gegen die Präsenz eines grossen Polizei- und Justizgebäudes auf städtischem Gebiet einzuwenden ist, entbindet dies nicht von kritischen Fragen zum Wie und Wo, zum Ort, zur Massstäblichkeit, zum Ausdruck und zum Angebot an die städtische Öffentlichkeit.

Sicher, das ehemalige Güterbahnhofareal bot sich geradezu an, dazumal, vor gut zwanzig Jahren, als man den Masterplan ausheckte. Das Areal war gross und man konnte es mehr oder weniger problemlos leerräumen. Es lag zentral, aber gehörte nicht wirklich zur Stadt. Außerdem konnte im Gegenzug das Kasernenareal für eine öffentliche Nutzung freigespielt werden.

Und doch muss man sich aus heutiger Sicht über den kurzsichtigen Pragmatismus der damaligen Stadtplanung wundern: Weder erkannte sie das Potenzial und den Identitätswert des historischen Güterbahnhofs noch die Relevanz des Areals für die zukünftige Stadtentwicklung.

Zentrales Verbindungsstück verschenkt

Markierte noch Ende des 20. Jahrhunderts das Langstrassenquartier den letzten Vorposten urbanen Lebens, bevor die Atmosphäre ins Vorstädtisch-Genossenschaftliche kippte, so hat sich diese Grenze in den letzten Jahren schrittweise stadtauswärts verschoben. Liest man nun die Abfolge von Idaplatz und Lochergut über Bullinger- und Hardplatz nach Zürich West als bemerkenswerte Kette neu entstandener städtischer Orte im Westen, so wird gleichzeitig klar, dass mit dem Bau des PJZ eines der zentralsten Verbindungsstücke zwischen altem Langstrassenquartier und neuen Hotspots verschenkt worden ist. Das Güterbahnhof-Areal hätte zum einem Ort werden können, der gleichzeitig in die Vergangenheit und in die

Zukunft, nach Osten und nach Westen blickt, zu einem vielschichtigen Stadtbaustein, der dem Quartier um den Bullingerplatz den Zugang und den Blick auf die Weite des Gleisfelds eröffnet hätte. Stattdessen erwartet die Zürcherinnen und Zürcher nun an bester Lage eine städtebauliche Durststrecke – ein anonymer, langweiliger Ort.

Daran wird auch die weitere Entwicklung im Westen des Areals, wo eine Kantonsschule geplant ist, nicht mehr viel ändern. Das PJZ ist nämlich – und das ist das zweite städtebauliche Problem – nicht einfach nur gross, sondern sprengt mit seinen Dimensionen den gewohnten und verträglichen Massstab. Mit entsprechender Dominanz wird es seinen Kontext auf Jahrzehnte hinaus prägen – es bleibt schwer zu integrieren. Dass die schiere Grösse auf die politisch ohnehin umstrittene Zusammenlegung von Polizei, Staatsanwaltschaft und Zwangsmassnahmengericht zurückzuführen ist, sei nur am Rande vermerkt.

Kein öffentlicher Ort

Städtebaulich erklärbar wäre eine solche Massstäblichkeit an diesem Ort jedenfalls nur mit einer eminent öffentlichen Nutzung. Das PJZ – und das ist das dritte städtebauliche Problem – kann genau diese Öffentlichkeit nicht bieten. Ein Polizei- und Justizzentrum inklusive Vernehmungszimmer und Gefängniszellen ist aus naheliegenden Gründen kein für die Bevölkerung attraktiver Ort. Es ist auch kein gewöhnliches Büro- oder Verwaltungsgebäude. Die notwendigen Sicherheitsvorkehrungen in und um das Gebäude sowie Monotonie und Introvertiertheit der Fassade sprechen eine deutliche Sprache.

Ein übertrieben grosses und maximal geschlossenes Bauwerk an bester Lage aber ist kein gelungener Beitrag zur städtischen Vielfalt. **Marcel Bächtiger** ●



Im Sommer 2017 spielen sich die Bauarbeiten noch tief im Untergrund ab.



Im Januar 2018 ist am Rand der Baugrube vom PIZ noch nichts zu sehen... Im Hintergrund der Prime Tower.

Im Frühjahr 2018 ist das Kranballett
in vollem Gange.



Im Sommer 2019 zeichnen sich die Konturen
der künftigen Büroräume ab.

